

Ornithologisches aus alter Zeit.

Von Dr. Martin Bräf.

II.

Aus dem folgenden Kapitel, überschrieben

„Von den Schottländischen Gänsen und Eiderdunen.“

interessirt uns besonders die wohl auch in weiteren Kreisen bekannte Fabel von der Entstehung der schottländischen d. i. der Bernikelgänse (*Bernicla leucopsis*) — auch als Nonnen-, See- oder Nordgänse bezeichnet — aus den sogenannten Entenmuscheln (*Lepadidae*).

Die Vögel, um die es sich bei dieser Frage handelt, haben zum Heimathsgebiet den hohen Norden der alten sowohl, als neuen Welt; im Herbst jedoch ziehen sie gleich anderen Meerergänsen weiter nach Süden, um den Winter in einem gemäßigteren Klima zuzubringen; dann erscheint unser Vogel an den Küsten des südlichen Grönlands, Islands, Großbritanniens, hier besonders an den Ufern der Landschaft Lancaster, ferner an dem dänischen, deutschen, holländischen, belgischen Strande. Im Frühjahr kehren die Vögel zurück an ihre übrigens auch heute noch nicht genügend bekannten Brutplätze.

Die Entenmuscheln, welche — sogar nach der Meinung angesehener Gelehrten des 16., ja 17. Jahrhunderts — in jenem oben angedeuteten Verhältnisse zu den Bernikelgänsen stehen sollten, führen ihren Namen nicht mit Recht; es sind nicht Mollusken, sondern Krebsse, zu der Ordnung der Rankenfüßer (*Cirripedia*) gehörig. Freilich hat ihr Hautpanzer kalkige Platten ausgeschieden, welche ein den Krebspanzern durchaus fremdartiges Gepräge tragen, vielmehr an Muschelschalen erinnern. Mit Hilfe eines kräftigen, muskulösen Stieles sitzen die Thiere fest auf einem im Wasser schwimmenden Pfosten, an Schiffen, wohl auch an anderen Seethieren (*Anelasma squalicola*) oder an einem Stück Bimsstein, wie wir sie in Brehms Thierleben 10. Bd., pag. 61 abgebildet finden. Manche Arten haben sich durch alle Theile des atlantischen Oceans verbreitet. Den Besuchern unseres Nordsee-strandes sind die Entenmuscheln eine ganz bekannte Erscheinung. Das Auffälligste aber an den in Rede stehenden Krebsen sind die feingliedrigen Erdranken der sechs Paar Spaltfüße, die aus den Gehäusen hervorgestreckt werden und durch deren schwingende Bewegung sowohl frisches Wasser den Riemen, als auch Nahrung dem Munde zugeführt wird. Diese Rankenfüßchen sehen in der That bei oberflächlicher Betrachtung den Fahnenstrahlen einer Dunenfeder nicht unähnlich und mögen so vielleicht — mehr wage ich nicht zu behaupten — die erste schwache Brücke abgegeben haben, welche eine lebhaftere Phantasie von dem einen zu dem anderen Thiere geleitet hat, von den Krebsen zu den Vögeln, den Bernikelgänsen, deren Ursprung

man nicht kannte. Diese Verbindung von Krebs und Vogel war noch nicht absurd genug, als daß man gemeint hätte, sie zurückweisen zu müssen, vielmehr wurden die Entenmuscheln selbst von Gelehrten als Erzeuger jener Gänse betrachtet, so, um nur einen Namen zu nennen, von Michael Meyerus, welcher in einer besonderen Schrift „de Volucris Arborea“ diese sonderbare Meinung vertritt. Ja, in weiteren Kreisen sah man die schottischen Gänse wegen ihres eigenthümlichen Ursprungs nicht einmal mehr als zu den Vögeln gehörig an, sondern rechnete sie zu dem, was man in der Fastenzeit „Fisch“ zu nennen beliebt, konnte sonach den Genuß der nur scheinbaren Vögel zu jener Zeit mit dem besten Gewissen gestatten. Nach Paris — von hier stammt diese Mittheilung — wurden deshalb von England her viel Bernikelgänse (die Engländer nennen sie Bernacles oder Claris, die Franzosen Maquerolles oder Macreuses) gebracht und als „Fisch“ auf dem Fischmarkt verkauft. — Wie unbequem wird Vielen der Fortschritt der Naturwissenschaften in der Folgezeit geworden sein!

Von anderer Seite scheint man aber wenig Mühe auf die Erforschung des Ursprungs der seltsamen Gänse verwandt zu haben. Man sagte wohl, die Bernikelgänse werden nicht aus Eiern erbrütet; sie stammen überhaupt nicht ab von Thyrsgleichen, sie entstehen vielmehr von selbst, aus nichts; kurz, wie es scheint, nahm man die sogenannte generatio aequivoca für unsere Thiere in Anspruch; wenigstens wenden sich unser vielgenannter Autor und einige andere Naturkundige seiner Zeit ganz entschieden gegen eine solche Anschauung; und da deren Ansicht von einer generatio aequivoca überhaupt — Valentinus verwirft sie nicht nur für diesen Fall, sondern für alle Fälle — das Interesse des Lesers beanspruchen darf, sei es mir gestattet, die betreffenden Worte hier wiederzugeben.

„Nachdem aber bey den heutigen Naturkündigern es eine ausgemachte Sache ist/ dass ein jedweder Thier sich durch seinen eigenen Saamen vermehre und also die sogenannte generatio aequivoca auch nicht bey dem geringsten Ungeziefte mehr zugelassen wird/ so folget der berühmte Willugbeius c. l. nicht unbillich darauss/ dass solche vielweniger in so grossen Vögeln statt habe un̄ hält also diese Meynung/ billich vor eine Fabel/ zumahlen der so oft belobte Sibbaldus, welcher alles in Schottland am besten erfahren und beschrieben/ auch diesen Irrthum widerleget und gezeigt hat/ dass die so falsch genandte Baum-Gänse allda nicht gezeuget würden/ sondern anderstwo her geflogen kämen . . . und weiln diese letztere Meynung auch mit der H. Schrift vielmehr überein kommet . . ./ so stimmen wir derselben auch willigst anbey.“

Was die Ansicht über eine generatio aequivoca betrifft, sind also diese Worte der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, weit vorausgeeilt; wurde doch noch viel

später z. B. das Auftreten der Maden an faulendem Fleische als Urzeugung erklärt u. s. w. Erst seit einem Menschenalter etwa haben sich die Grenzen für die Annahme der generatio aequivoca so eng zusammengezogen, daß sie nur noch die Entozoön (Eingeweidewürmer) und Infusionsthierchen umfaßten; doch auch diese Thiere wurden in unserer Zeit der Urzeugung entrückt, sodaß, wenn heute noch einmal die alte Streitfrage von einer spontanen Entwicklung aufgeworfen wird, es sich nur um die allerniedrigsten Organismen handeln kann. Uebrigens hatte man schon Ende des 16. Jahrhunderts klare Beweise vor Augen, daß die Zeugung der Bernikelgänse von der bei allen anderen Vögeln beobachteten nicht abweiche. Man hatte bei Zerlegung weiblicher Gänse Eierstöcke und Eier gefunden, und die Holländer hatten auf ihren nordischen Schifffahrten in den Jahren 1595 bis 1597 sogar einige Brutplätze entdeckt.

Auch auf unsere Hausgänse kommt D. Valentinus zu sprechen, da man in den „Materialien-Kammern“ das Gänsefett als Medizin verkaufte, welches bei Hartleibigkeit wegen seiner „erwärmenden, durchdringenden und zerkleinernden Kraft“ Anwendung fand. Ja, diese Kraft ist so wirksam, daß bei kleinen Kindern der Stuhlgang schon genügend befördert wird, wenn man Gänsefett äußerlich auf den Nabel streicht. Ferner rühmte man dieses Mittel gegen Frostbeulen, Krämpfe, Lähmungen zc.

Von den Gänsen gewannen die „Materialisten“ ferner die Schreibfedern. Die Fiedel wurden in siedendes Wasser, heißen Sand oder heiße Asche gesteckt, bis sie weich wurden; alsdann streifte man mit einem Messer das äußerste Häutchen ab und sortirte sie nach ihrer Güte, d. h. nach Größe und Stärke. Zu 25, 50 oder 100 Stück band man sie mittels rothen Garns in runde Bündel. Die Sorten wurden „an den Seilern oder Bindgarn/ welche sie roht färben/ erkandt und einige roht Band/ einige doppel roht Band genennet/ wie ich solehes zu Franckfurt bey einem Feder-Händler in acht genommen hab.“

Zum Schluß preist der Verfasser noch die kostbaren Eiderdunen vor den Flaumfedern der zahmen Gänse. Wie weich und zart diese Federchen seien, sagt er, könne daraus ersehen werden, daß es möglich sei, drei Pfund dieser Dunen in einen Klumpen zusammenzudrücken, nicht größer als eine Faust, und doch könne man mit eben dieser Masse, wenn man sie zuvor behutsam ein wenig aufgebrüht habe, ein Deckbett anfüllen von fünf Fuß Länge und Breite.

Das letzte Kapitel, welches uns hier interessirt, handelt

„Von den Indianischen Vogelnestern.“

Schon im Alterthume wurden, wie Galen mittheilt, gewisse Vogelnester in der Arzneikunde verwendet; aber auch noch im vorigen Jahrhundert — möglicherweise noch heute hier und da bei unserer Landbevölkerung — standen die heimischen

Schwalbennester in dem Rufe, heilende Kräfte zu besitzen. Von den „Indianischen Vogelnestern“ d. i. den Nestern der Salangane, welche besonders in China verspeist werden und gegen Ende des 17. Jahrhunderts das erste Mal nach Europa gelangten, theilt unser Autor mit, daß sie „die Indianer vor eine vortreffliche Magenstärkung gehaltē/ welches zu meiner Zeit die Abgesandte von Siam in Paris/ Anno 1687. zubehaupten suchten/ und derowegen solche einigen vornehmen Königlichen Ministris/ so ihnen entgegen geschickt waren/ offerirten.“

Namentlich meinte man, den Genuß der Nester den Ehemännern empfehlen zu dürfen; doch begegnen wir auch der Ansicht, daß „solche Krafft und Tugend mehr von anderen zusätzen/ damit sie zubereitet werden/ herrühren“; überhaupt sei es traurig bestellt um die Ehemänner, die eine besondere Kräftigung sich aus den Apotheken holen müßten. — Indessen wurden die theuren Nester wohl weniger als Medicamente angesehen, sondern wie im Orient so auch hin und wieder von unseren Reichen als Genußmittel betrachtet; denn „was nichts kostet/ das schmäcket auch nichts.“

Ich kann mir nicht versagen, die Worte unseres Werkes anzuführen, mit welchen die Nester der übrigens damals fast noch gänzlich unbekanntem Vögel beschrieben werden. Sie lauten:

„An sich selbst sind diese Nester so gross/ als ein halbes Ganss-Ey/ weisslicht und an ihrem Wesen der Hauss-Blasen nicht ungleich/ aus vielen Fässerlein zusammen gesetzt/ dieweilen sie von lauter Fischzäuserlein/ und absonderlich von den Vögelein also zusammen gefüget werden/ wie mir vor einigen Jahren Herr D. Kempffer/ so sich lange Zeit in Ost-Indien aufgehalten/ mündlich bezeuget hat; wie wohlten andere/ so auss Ost-Indien kommen/ behaupten wollen/ dass sie von der weissen schlotterichten Materie/ darauss die Ambra-Grysea gezeuget wird/ herrühren/ welche die Vögelein auff der See abpickten: dahero auch deren Stärkende Krafft entstehen soll. Bissweilen finden sich auch einige Federlein und kleine stücker von Eyer-Schalen darinnen/ welches dann mehrern Glauben machet/ dass es wahrhaftige Nester seyen.“

Zum Schluß wollen wir im Interesse der verehrten Damenwelt noch das einfache Recept für die Zubereitung der Salanganennester mittheilen. Die Nester werden in Hühner- oder Kalbfleischbrühe gekocht, bis sie weich sind; hierauf wird Butter und „allerhand köstliche Gewürze“ daran gethan; endlich werden sie „mit der Gabel von einander gerissen und genutzt“ (genossen).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1888

Band/Volume: [13](#)

Autor(en)/Author(s): Bräb Martin

Artikel/Article: [Ornithologisches aus alter Zeit. 335-338](#)